

**Kamilla Najdek, Matthias Schmidt,
Peter Clar, Maria Magdalena
Bachmann, Joanna Firaza, Marion
Brandt, Petra Buchta, Anne
Schülke, Tomasz Ososiński,
Sławomir Leśniak, Sarah
Scheibenberger, Balasundaram
Subramanian**

Universität Gdańsk...

Studia Germanica Gedanensia 32, 159-170

2015

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach
dozwolonego użytku.

Universität Gdańsk. Internationale Konferenz. Der deutsche
Essay und Essayismus von der Romantik bis zur Postmoderne.
Gdańsk, 27. bis 29. Juni 2014

Abschlussrunde, Sonntag, 29. Juni 2014

Kamilla Najdek (Warschau), Matthias Schmidt (Wien), Peter Clar (Wien), Magdalena Maria Bachmann (Innsbruck – nicht anwesend), Joanna Firaza (Łódź), Marion Brandt (Gdańsk), Petra Buchta (Katowice), Anne Schülke (Düsseldorf), Tomasz Ososiński (Warschau), Sławomir Leśniak (Gdańsk), Sarah Scheibenberger (Leipzig), Balasundaram Subramanian (Mandi)

Moderation: Karol Sauerland

Kamilla Najdek

Angesichts der Vielfalt der Beiträge ist es nicht einfach, ein zusammenfassendes Schlusswort zu formulieren. Mir scheint, wir haben sowohl im Geiste des Essays als auch des Essayistischen (so wie es heutzutage verstanden wird) gesprochen, ohne dem einen oder anderen den Vorzug zu geben. Mehrmals und in unterschiedlichen Kontexten wurde auf das erkenntnistheoretische Potenzial des Essays verwiesen und auf Prämissen, die dem essayistischen Denken zugrunde liegen. Im Bestreben, einen Konsens zu erreichen und im Geist des Einverständnisses zu sprechen, vermieden wir aber prinzipielle Probleme, die unsere Positionen unvereinbar machen könnten. Ein solches Problem formulierte in der Einleitung zur Diskussionsrunde Prof. Leśniak: er fragte nach dem Sinn der Gattungsforschung in einer Welt, die bestrebt ist, Grenzen zu verwischen. Meine vorläufige Antwort, die in unserer Runde leider nicht mehr zur Debatte stehen kann, lautet: ja, aber mit Einschränkungen. Walter Benjamin hat am Beispiel des Dramas gezeigt, dass Gattungen jeweils in ihrer Zeit verankert sind. Eine philologisch genaue Arbeit muss also die Kenntnis von Autoren, die das ganze Spektrum der Gattung decken (also auch die miserablen Schriftsteller), und ihrer Kulturwelt voraussetzen. Die Gattungsforschung stellt dementsprechend ein Modell für Weltanschauung, Ästhetik und Rhetorik der historischen Zeit her. Das bedeutet zugleich, dass man mit äußerster Vorsicht Phänomene der Gegenwart behandeln soll. Versuche, Tagesdiagnosen zu erstellen, entsprechen meiner Ansicht nach eher dem Journalismus als der Wissenschaft.

Matthias Schmidt

Ich finde das auch keine einfache Aufgabe, die wir uns jetzt am Schluss gestellt haben, da wir es die ganze Zeit über eigentlich relativ stark vermieden haben, diese Grundbegriffe wirklich anzugehen. Für mich hat der Essayismus eine stärkere Funktion, für mein Arbeiten und mein Denken, da ich ihn als eine spezifische Problemkonstellation, die natürlich ein heuristisches Konstrukt ist, begreife. Ich sehe das auch so, dass man weniger auf den pragmatischen Aspekt der Gattungen eingeht, auch im Umgang mit literarischen Texten, sondern bestimmte Fragen der Form, der funktionalen Ausrichtung von Texten, auch des Übergangsbereichs zwischen eher literarischen und anders orientierten Texten werden damit adressierbar, weil eben dieser Fokus formulierbar wird und in unterschiedlichen Formen auch formulierbar gehalten wird. So problematisch das ist. Wie das wiederum auf einer anderen Ebene mitreflektiert und mitreflektierbar bleibt, das ist eine andere Frage. Aber das ist eben das Schöne daran, wenn es diese Klammer gibt, die aus einer Problematik besteht. Ich glaube, die lebendig zu halten, ist, was wir alle aus unterschiedlichen Richtungen versuchen. Ich weiß nicht, ob ich damit jetzt zu weit gehe, aber das ist schon etwas, das mir unter dem sehr willkürlichen Namen des Essayismus – wobei das -ismus natürlich immer störend bleibt – schon auch zusagt. Meine Frage wäre: Inwiefern man ausgehend von dieser heuristischen Konstruktion immer wieder davon wekommt, immer ein Stückchen weiter, wie kann man das immer wieder mal als Abstoßungspunkt verstehen. Das wäre nach wie vor mein Interesse an diesem Begriff oder an diesem Moment.

Sławomir Leśniak

Abstoßen wohin?

Matthias Schmidt

Abstoßen in dem Sinn, dass man sich immer bewusst hält, dass das kein wirklich stabiler Punkt ist, von dem man im Schreiben ausgeht. Der Essayismus ist nichts, was sich irgendwo finit finden lässt – nicht bei den Autoren, die wir immer wieder genannt haben, wie Müller-Funk, Schärf, Zima –, sondern er ist viel eher eine immer wieder neu zu formulierende Konstellation von Problemkomplexen, die anders arrangiert und konstelliert werden. Insofern kann man in verschiedene Richtungen den Folgerungen nachgehen, die sich daraus ergeben: Man kann zum Beispiel eher Fragen der Form verfolgen oder eher Unterschiede zu anderen Texten eines Autors in den Blick nehmen.

Sławomir Leśniak

Also gattungstheoretische Fragen?

Matthias Schmidt

Nicht unbedingt gattungstheoretisch. Ich hätte das Ganze in eine epistemologische Richtung weitergedacht.

Sławomir Leśniak

Philosophisch?

Matthias Schmidt

Ja, aber ich weiß nicht, ob uns diese Begriffe da so weiterhelfen. Der Essayismus ist in dem Fall tatsächlich spannend, da er eine Konkretisierung bedeutet, die auf einer anderen Ebene stattfindet als diese Begriffe, die auf einer sehr allgemeinen Ebene funktionieren. Diese Abstufung ist etwas, das man als Folge dieses Begriffs in den Blick zu nehmen versuchen kann. Das wäre mein Ansatzpunkt, den ich daran sehr spannend finde. In der Funktion und in dem Sinn kann ich mir das spannend vorstellen, das Konzept als Problematisches auch weiterzudenken.

Peter Clar

Im Grunde hat Matthias viel von dem angesprochen, was auch mein Interesse daran ist. Ich bin absolut nicht der Meinung, dass man den Essay von der Lyrik unterscheiden muss. Ich sehe keinerlei Vorteile von Gattungsbezeichnungen. Man kann den Text immer rhetorisch, formal oder soziologisch – die Kollegin (Magdalena Maria Bachmann) die leider nicht mehr hier ist, hat das ja u.a. gemacht – untersuchen. Gattungsunterscheidungen finde ich eigentlich eher verkomplizierend und unnötig, weil sie keinen Erkenntnisgewinn bringen, sondern nur zusätzliche definitorische Schwierigkeiten bedeuten. Ich finde die Idee des Essayismus als Klammer sehr schön. Wir haben gestern, im Anschluss an die offizielle Veranstaltung, darüber gesprochen, dass diese Klammer keine fixe Klammer ist, sondern immer eine schon in Auflösung befindliche, sich verschiebende Klammer. Ich denke, dass dieses Denken im ersten Moment vielleicht schwierig oder nicht zu einem Ziel führend erscheint, ich glaube aber, dass das ein unglaublich lustvolles Denken sein kann und ich glaube, dass man dieses lustvolle Denken auch in den Texten nachvollziehen können sollte. Das ist mein persönlicher Zugang, wenn ich die Fragestellung auf eine persönliche Ebene beziehen darf.

Sławomir Leśniak

Gattungsunabhängig, ja?

Peter Clar

Gattungsunabhängig, ja. Und dann wollte ich noch auf einen Begriff, der gestern auch öfter gefallen ist, kurz eingehen, nämlich auf den des vorurteilsfreien Denkens, den Sie (Karol Sauerland) genannt haben. Ich glaube, dass das eine sehr schöne Utopie ist, ich glaube nicht, dass das auch nur ansatzweise möglich ist, aber ich denke, dass man versuchen sollte, die eigenen Vorurteile stets zu hinterfragen. Das ist es vielleicht, was typisch essayistisch ist, wenn ich jetzt doch eine Definition einziehen müsste, und dann ist das doch eine schöne Bezeichnung.

Joanna Firaza

Was für mich zentral ist und was ich als Gewinn dieser Tagung für mich verbuche, gleichwohl oder weil ich keine Literaturtheoretikerin bin und mich auch nicht so verstehe, ist zum einen dieses Moment der Grenzauflösung der Genres: Das ist doch ein altes Phänomen, das sich dann ganz schön im Essay niederschlägt. Denken wir an die Gattungsgeschichte der Komödie oder Tragödie und an die Überschneidung der Gattungen im ganzen 19. und 20. Jahrhundert. Insofern sind diese Probleme ein modernes oder postmodernes Phänomen. Wichtig ist dahinter die Tatsache, dass wir uns überhaupt diese Fragen stellen. Dass wir von einem bestimmten Instrumentarium ausgehen, weil wir das auch müssen, um bestimmte Phänomene zu greifen auf einer bestimmten Ebene. Dass das eigentlich schon eine Bedingung ist für die Bewusstwerdung, soweit das gehen kann oder auch nicht. Das ist gewiss ein Gewinn. Der Essayismus ist ein sehr weiter Begriff und das gefällt mir auch. Diese Abstufung, dass wir auch die Möglichkeit haben, über den Essay hinaus und über die Konfrontation mit dieser Gattung hinaus gehen zu können und zu dürfen und uns vorzustellen, dass da eine bestimmte Grundhaltung dahinter steht mit einem großen Raum von Freiheit und der Möglichkeit, Unsicherheit und Zweifel zuzugeben, sich als Autor, Autorin zuzugestehen und für sie eine entsprechende Form zu suchen, nicht zu finden, sondern eben zu suchen. Dieses Prozessuale gefällt mir sehr gut an diesem Begriff und insofern denke ich, dass er ein Schlüssel ist zu vielen Phänomenen.

Marion Brandt

Ich bin die einzige, die keinen Vortrag gehalten hat und keine Essayistikspezialistin ist. Ich bin also einerseits auf Einladung meines Kollegen (Sławomir Leśniak) hierhergekommen, aber auch deswegen, weil ich sehr gerne Essays lese und ich überlege jetzt, warum ich sie gerne lese. Das haben Sie (Joanna Firaza) auch schon angedeutet: Weil es eine sehr freie Form ist. Frei in dem Sinne, dass geistige Freiheit mir daraus entgegen kommt und – jetzt auch schon anknüpfend an die Diskussion – auch formale Freiheit. Dieses Spiel zwischen Reflexion und bildhaftem Denken, das macht mir Spaß. Natürlich haben wir auch in anderen Gattungen Freiheit, aber hier kommt dann noch hinzu, dass versucht wird, eine Antwort zu finden auf eine Frage, die aufgeworfen wird. Diese Frage wird deutlicher formuliert als im literarischen Text, denn natürlich ist jeder Text Antwort auf eine Frage, aber in einem literarischen Text bekomme ich sie nicht so gestellt. Das ist für mich das Interessante am Essay, dass er eine Denkmöglichkeit oder Denkform ist im Schriftlichen und in dem, was das Schriftliche an Möglichkeiten bietet. Mit ‚Essayismus‘ habe ich auch ein Problem. Ich war aber nicht von Anfang an dabei und habe auch die Einführung nicht mitgehört. Für mich wäre das Produktivere, um das Allgemeinerere zu fassen, der Begriff des Essayistischen. Darüber haben Sie ja vorhin auch gesprochen. Das Essayistische wäre das, was ich in verschiedenen Texten aufspüren kann als diese Denkform.

Petra Buchta

Für mich ist das Essayistische, bzw. das essayistische Schreiben, von besonderer Bedeutung. Den Forschungsschwerpunkt meiner Analyse bilden seit einiger Zeit die Frauenliteratur und der Diskurs um Gedächtnis und Erinnerung. Ein Teil der essayistischen Versuche der schreibenden Frauen – und hier denke ich nicht an Hannah Arendt, Hedwig Dohm oder Ricarda Huch – scheint eher eine Mischform zu sein, die zwar den Essay anstrebt, aber mit dem Gattungsmuster nicht ganz übereinstimmt. Nach Gründen dieser Tatsache muss man nicht lange suchen. Die Ausdrucksweise der weiblichen Texte basiert auf der Gattungsfreiheit, die dem Essay zugrunde liegt. Für mich ist deshalb gerade das Essayistische, worüber man sprechen sollte, wenn man viele u.a. die weiblichen Texte nur auf Grund ihrer Andersartigkeit nicht außer Acht lassen will. Das Wichtigste an den Texten, deren essayistische Züge ich als solche gelten lassen möchte, ist die Freiheit des Ausdrucks, neue Sichtweisen, welche die Schriftstellerinnen einbeziehen und die Möglichkeit, den Männern in ihrem Diskurs nicht nacheifern zu müssen und schließlich diese Gattung aufs Neue zu bestimmen, wenn ihre Rezeption der Welt und Ausdrucksweise auch anders sein kann, als die der Männer. Vielleicht bin ich hier im Irrtum, aber ich würde gerne auf Essay und Essayismus als Begriffe verzichten und alles durch den Terminus ‚essayistisches Schreiben‘ ersetzen. Das würde zumindest meine rein theoretischen Probleme lösen.

Anne Schülke

Ich habe einen Vortrag über Jelinek gehalten und das nicht ohne Grund: Ich habe mir eine Frau ausgesucht, die sich im feministischen Diskurs stark positioniert, denn mich interessiert am meisten an der Gattung die Verbindung zum Geschlecht. Gattung und Geschlecht konturieren ein Feld, in dem ich gerne weiter diskutieren würde. Die Gattungen auflösen, das klingt gut, aber sie dann durch einen starken Textbegriff ersetzen, das finde ich ähnlich schwierig. Wenn man sagt: Wir sprechen nicht über die Schwierigkeiten zwischen den einzelnen Gattungen, aber wir etablieren einen so starken Textbegriff, dass andere mediale Ausdrucksformen in irgendeiner Form doch hierarchisiert werden. Das ist etwas, das ich heraushöre, wenn wir sagen: Lasst uns nicht so stark die Gattungsgrenzen ziehen, denn es sind alles Texte. Da wünsche ich mir hybridere Formen, und dass die Grenzen zwischen Text und Film, zwischen Text und Theater, zwischen Text und Bildender Kunst auch noch einmal betrachtet werden.

Das Stichwort Mischform gefällt mir bezüglich eines Denkens, das versucht, sich von subjekt- und logoszentriertem Denken zu lösen. Wie ich es gestern aus Ihrem Vortrag (Karol Sauerland) aufnehmen durfte, ist das ein eher ökologisches Denken. Es würde mich interessieren da weiterzudenken. Die Möglichkeit, die ich im essayistischen Schreiben sehe – so löse ich mir das Gattungsproblem: Ich würde es, da es den Prozess betont, essayistisches Schreiben nennen – ist, dass durch die Offenheit oder Freiheit dieses Schreibvorgangs ein Denken möglich wird, das das Nicht-Menschliche miteinbezieht: Ein Fahrrad, einen Fernsehapparat, einen

Roboter. Das finde ich auch perspektivisch sehr interessant, um – und da kommt vielleicht doch noch einmal die Geschichte ins Spiel – ein humanistisches Denken durch eine Hintertür wieder einführen zu können. In dem Zusammenhang fand ich Ihren (Karol Sauerland) Hinweis auf Bruno Latour interessant.

Karol Sauerland

Ich möchte als erstes meinen Beitrag „Kein Essay“ noch einmal stark machen, denn es erscheint mir als eine Möglichkeit die Denkunterschiede besser zu unterscheiden. Kamilla Najdek spricht von Denkformen, das kommt mir sehr zupaß. Eine streng wissenschaftliche Denkform ist bis zu einem gewissen Punkt gefordert, solange keine Zweifel aufkommen, dann muss man, wie ich das ausgeführt habe, sein eigenes Wissenschaftsgebiet einfach überschreiten. Das wäre nur die Wiederholung von dem, was ich ausgeführt habe. Aber ich möchte jetzt auf etwas anderes verweisen. Der Essay kommt mit der Schriftkultur auf. Er ist rhetorisch anders aufgebaut als Formen, deren man sich vorher bediente: der Rede, der Predigt, der Erzählung. Die Essayisten sind ja schreibwütige Menschen. Sie müssen dauernd irgendwas aufschreiben, weil sie keine Möglichkeit zum Reden haben. Wenn sie öffentlich reden könnten, würden sie wahrscheinlich rede-wütige Menschen sein. Man sollte sich also überlegen, wie der Essay von der Schriftkultur abhängig, wie der Unterschied zu den rhetorischen Formen, die man vorher anwandte, aussieht. Es gab zwar, Frau Najdek hatte, wie ich mich erinnere, gestern darauf hingewiesen, daher den Traktat, doch er unterscheidet sich vom Essay, wenn man sich das vom Standpunkt jener Autoren ansieht, die dann später Essays schrieben. Hinzuzufügen wäre, daß im 18. Jahrhundert der Dilettantismus stark gemacht wird, Essayismus und Dilettantismus gehören jedoch zusammen, wobei ich Dilettantismus im Sinne der Romantik, aber auch Goethes als etwas Positives ansehe.

Tomasz Ososiński

Ich kann nur schwer Stellung nehmen, da ich mich an der ganzen Diskussion nicht beteiligt habe. Ich kann nur ganz kurz aus meiner Sicht sagen und mich dabei auf die Texte von Rilke beziehen, mit denen ich mich befasst habe: Es war nämlich so, dass ich mich mit Rilke schon seit längerem befasst habe, und dann hat mir Professor Leśniak eines Tages vorgeschlagen, dass ich über seine Essays hier vortragen könnte, und dann habe ich versucht, diese Gattungskategorien auf den Puppenaufsatz, auf den Puppenessay anzuwenden und das, das sage ich jetzt ganz persönlich und aus meiner Sicht, das hat mir ganz wenig geholfen. Ich habe versucht, etwas Neues herauszufinden, mit diesen Fragestellungen, über die wir hier jetzt sprechen, aber das hat mir nicht viel geholfen. Vielleicht habe ich das auch nicht intensiv versucht, aber für mich persönlich waren diese Gattungsbegriffe nicht so einleuchtend. Als ich mich mit Rilkes Texten beschäftigt habe, habe ich mich auf ganz andere Dinge konzentriert und nicht daran gedacht, ob es ein Essay ist oder nicht.

Sławomir Leśniak

Ich fange vielleicht mit einer biografischen Bemerkung an. Anfang 2000 war ich in Tübingen und habe da mein Buch zur Typologie des Essays geschrieben. Da hat mich einmal in einem Gespräch ein Deutscher gefragt, ganz unvermittelt, worüber ich denn so schreiben würde, woraufhin ich antwortete: über Essay und Typologie. Es sei ein Wahnsinn, sagte er, was ich da machen würde! Typologie und Essay! Das gehe nicht zusammen. Da ist mir schlagartig bewusst geworden – und ich möchte dieses Moment hier sehr stark betonen –, dass ich gerade beim Schreiben über den Essay als einer explizit nicht typologisierbaren Textsorte den Widerspruch aushalten muss. Wenn ich diesen Widerspruch nicht ausgehalten hätte, ihn nicht hätte auszuhalten versucht, den Widerspruch, eine Möglichkeit einer Typologie innerhalb des Essays zu erproben – der sich eben, noch einmal, jeder klassifizierenden und diskursiven Festlegung per definitionem entzieht –, hätte ich gar nicht schreiben können. Es geht mir dabei um einen Schreib- und Denkprozess, der voraussetzen würde, dass dessen Gelingen und Resultate von vornherein unsicher wären, ja, dass man da auch scheitern könnte.

Ein zweiter Punkt, der vielleicht befremden mag, ist die (literarische) „Unschuld“ bei Essayisten und im Essay. Die Essayistik z.B., die Thomas Mann exzessiv betrieben hat, wurde von manchen als nicht essayistisch angesehen. Es hieß, Thomas Mann habe eben essayistisch schreiben *wollen*. Der Essayist nämlich wisse nichts davon, dass das, was er schreibt, ein Essay sei. Schon bei Lessing, sagt einmal E.R. Curtius, gibt es Stellen, an denen Lessing über die Liebe so schreibe, dass er sie nicht postuliere oder definiere, sondern die Liebe in seiner Sprache sozusagen zum Vorschein kommen lasse. Dies ist eben die literarische „Unschuld“, die ich hier meine, das Unbewusste, das zugleich aber ein Bewusstsein voraussetzt. Ich würde dieses Moment im Essay sehr stark herausstellen, im Essay oder im Essayistischen, vielleicht in beidem, denn wenn es dieses Moment der „Unschuld“ (ich wiederhole: im literarischen Sinne) nicht gäbe, so scheinen sich die Konturen des essayistischen Schreibens im emphatischen Sinne zu verflüchtigen. Wir haben von Frau Bachmann gehört, welche soziologischen Feinheiten und Mechanismen usw. hier thematisiert werden können und dass Chargaff eben essayistisch schreiben *wollte*.

Zur Schrift: Essay als Schriftkultur. Ich habe einmal einen Text über Vilém Flusser geschrieben, der bekanntermaßen eben den Übergang – wenn wir das gelten lassen, dass es einen solchen Übergang überhaupt gibt – von der Schriftkultur zur Bild- und Informationskultur als ein fortschreitendes Aussterben der Schrift inszeniert. Und hier ist, meine ich, die Bemerkung von R. Barthes festzuhalten, dass zur Information auch die Schrift gehöre. Flusser schreibt jedoch, wie er sagt, Essays, indem er gleichzeitig die Schrift scheinbar verlässt. Die Bewegung von der Schrift zum Bild, zur Metapher, zur Suspendierung der Schrift setzt bei ihm paradoxerweise eine Essayform voraus, eine Art Freiheit, dass zum Beispiel Assoziationen und all das, was den Essay vielleicht auch ausmacht, literarische Gültigkeit haben.

Karol Sauerland

Aber bei Flusser ist es doch so: Flusser will wieder zur Rede zurück.

Sławomir Leśniak

Er kann es nicht anders. Er will durch das (technoimaginäre!) Bild hindurch ins Wortlose, bleibt aber immer noch in der Schrift. Es ist eine Zirkulation von der Schrift zur Rede und umgekehrt.

Karol Sauerland

Er will aber gehört werden.

Sławomir Leśniak

In seinem Duktus aber (hört man z.B. seine Reden im Internet) scheint er so zu sprechen, wie er schreibt.

Karol Sauerland

Nach meiner Meinung ist Flusser ein neues Phänomen des Zurückgehens, dadurch, dass wir die Internetkultur haben, des Zurückgehens auf die Rede.

Peter Clar

Ich glaube, dass tatsächlich das Internet für Dekonstruktion und Essayismus ganz neue Möglichkeiten eröffnet, die aber in ihnen angelegt sind. Ich glaube zudem nicht, dass es ein Zurückgehen ist, wenn man im Internet veröffentlicht, sondern etwas anderes.

Kamilla Najdek

Er wurde da aufgenommen.

Peter Clar

Aufgenommen wurde man auf CDs oder Platten schon lang vorher, oder vom Phonographen.

Karol Sauerland

Aber es ist doch die allgemeine Zugänglichkeit. So eine CD muss man ja kaufen. Während man Flusser durch Klicken im Internet findet. Der Nachteil ist, dass er so lange redet und so viele Pausen macht. Man braucht viel Zeit.

Sławomir Leśniak

Bei Flusser gibt es noch so etwas wie den ironischen Vorgang, dass er schreibt und zugleich vorgibt, es taue nichts, was er da schreibt. Oder er gibt ein Zitat an, in dem vieles nicht stimmt. Die Ironie und der Dilettantismus gehören für mich eben zu der „Unschuld“ die ich vorhin angesprochen habe.

Besonders angeregt hat mich der Ansatz von Herrn Subramanian, der das Postkathartische bei R. Kassner hervorhebt. Wie sieht der Essay aus, wenn der

Schreibende schon der Verwandelte ist? Wenn er seinen Text nur zelebriert? Das sieht man sehr stark bei Kassner. Oder das Problem der (De-)Konstruktion, das Postmoderne, das bei Zima oder Müller-Funk, wie Matthias Schmidt sagte, nur ansatzweise thematisiert wurde. Dieser Ansatz könnte noch, wie mir scheint, mit Gewinn entfaltet werden. Den Essayismus einerseits und den Dekonstruktivismus von Derrida u.a. andererseits zu sehen, ohne dabei in die dekonstruktivistische Falle geraten zu müssen, wäre sicher einer weiteren Reflexion wert.

Sarah Scheibenberger

Ich wollte zwei für mich zentrale Punkte oder Fragestellungen noch einmal aufgreifen. Zum einen die Unterscheidung zwischen dem Essayistischen und dem Essay: Ich frage mich, ob diese haltbar und nicht eher eine platonisierende Fragestellung nach dem Wesenhaften des Wesens ist, was letztlich zu gar nichts führt und auch implizieren würde, dass es einen nicht-essayistischen Essay gibt. Den kann es gar nicht geben. Vielleicht gehen wir Goethe hier auf den Leim und stellen den Essay als Naturform neben Epos, Lyrik und Drama. Der Essay ist eine sehr moderne, oder vielleicht sollte man den Begriff des Modernen nicht verwenden, aber doch eine vergleichsweise sehr neue, eine neuzeitliche Form, die eben nicht als gegebene Naturform, Dichtungsart, oder wie auch immer, im Sinne von Goethe begriffen werden sollte.

Der zweite Punkt war der Essay als kritische Denkform überhaupt: Kamilla, du hattest das nochmal angesprochen in Bezug auf den Vortrag von Herrn Sauerland. Ich denke auch, dass man das kritische Potential des Essays sehr ernst nehmen sollte und mein Anliegen war ja auch – nicht nur in Bezug auf Benjamin, denn ich hatte versucht, Benjamin als Fallbeispiel sozusagen herauszugreifen –, den Essay als Theorie des Urteilens zu begreifen, oder auch als Inszenierung des Urteilens. Und es ist auch kein Zufall, dass Lukács zum Beispiel immer wieder die Formel verwendet „bei Gelegenheit von“. Lukács geht immer von einem bestimmten Gegenstand aus, und ich denke das gilt für die meisten Essays, er nimmt immer den vorliegenden Gegenstand zum Anlass, darüber hinausgehend allgemeine Fragestellungen zu behandeln. Seien es, mit Blick auf die Vortragsthemen dieser Tage, Rilkes Puppen, die Wachspuppen, die bei zu starker Körpernähe schmelzen und dadurch an die verlorene Kindheit und auch an die proteushafte Natur des Essays selbst erinnern, oder sei es Erasmus von Rotterdam, der nur Anlass ist, methodologische Fragestellungen oder Fragen nach der richtigen Haltung des Historikers aufzuwerfen. Also irgendwie wird hier immer die Frage nach dem richtigen Urteilen verhandelt. Das würde auch im Rückschluss Aufschluss geben über die Schwierigkeit, der wir uns als Urteilende in dieser Runde gegenüber sehen. Denn auch wir müssen in einer Gemeinschaft von Beurteilenden sozusagen die einzelnen Texte, die vielleicht Aufsätze, Prosaskizzen, Traktate was auch immer sind, auf den Begriff des Essays bringen und so vollführen wir genau das, was der Essay als Prozess des Urteilens vorführt oder inszeniert.

Anne Schülke

Also, du würdest vorschlagen, die Unterscheidung zwischen Essay, Essayismus und essayistischem Schreiben nicht zu treffen?

Sarah Scheibenberger

Sie zumindest in Frage zu stellen, ja! Ich habe den Eindruck, dass in der neueren Essay-, Essayismusforschung diese Trennung als gegeben angesehen wird, vielleicht ist das so aber überhaupt nicht haltbar.

Anne Schülke

Ein wissenschaftskritischer Blick auf die Situation also.

Sarah Scheibenberger

Eine Anregung, ja.

Karol Sauerland

Das würde meinen Standpunkt stark machen, nämlich in dem Augenblick, wo es einen Anlass gibt, Grenzen zu überschreiten. Dann kommt es zum essayistischen Schreiben, ob es nun eine geschlossene Form wird, weiß man ja nicht, aber das von mir angeführte Darwin-Zitat zeigt ein sehr essayistisches Herangehen an dieses Problem.

Anne Schülke

Dann wäre es vielleicht auch möglich, dass sich mit den Problemen der Moderne der Essay – ich formuliere es einmal salopp – erledigt hat?

Sarah Scheibenberger

Ja, genau. Womöglich darf man den Essay eben nicht als naturgegebene Form hinnehmen.

Peter Clar

Welche Formen sind naturgegeben?

Sarah Scheibenberger

Für uns als Germanisten offensichtlich immer noch die Goethe'schen Naturformen. Die nehmen wir doch tatsächlich als naturgegeben hin. Ich weiß nicht, ob der Essay ohne weiteres diesen drei Naturformen angegliedert werden darf oder ob der Essay nicht tatsächlich eine sehr neuzeitliche Erscheinung ist.

Peter Clar

Aber ich glaube, dass diese Naturformen schon von sehr vielen hinterfragt wurden, nicht nur von der Dekonstruktion.

Sarah Scheibenberger

In der Gattungspoetik, ich beschäftige mich im Rahmen meiner Dissertation auch mit diesen Fragen, werden diese Formen zwar hinterfragt, aber man landet doch immer wieder bei diesen drei Naturformen oder Textsorten, welchen Begriff man auch immer wählt. Aber man landet immer bei dieser Dreiheit.

Matthias Schmidt

Ich hätte jetzt auch gerne nochmal das Paradoxe stark machen wollen, um das auch als direkten Einwand gegen diese „Unschuld“ in Stellung zu bringen. Ich finde es sinnvoll, wenn man die Intention zurücknimmt oder vielleicht sogar herausnimmt, sie somit nicht zu einem Kriterium werden lässt, vielleicht auch nicht zu einem Ausschlusskriterium, dass es keine Essays werden können, wenn die Intention zum Essayistischen da war, oder wie auch immer man das in Stellung bringt. Ich glaube, das Paradoxe hat in allen Wortmeldungen eine große Rolle gespielt und ist auch für die Form und Funktion all dieser Terme relevant. Meinst du (Sarah Scheibenberger) das mit dem „Kritischen“ bei Benjamin nicht auch in einem ähnlichen Sinn?

Sarah Scheibenberger

Oder im Sinne von Adornos Wort vom Essay als „kritischer Form par excellence“. Es ist ja kein Zufall, dass das Wort des Kritischen in Bezug auf den Essay häufiger fällt, das gilt ja nicht nur für Benjamin.

Sławomir Leśniak

Das ist ein Problem, das Sie (Matthias Schmidt) jetzt gerade angesprochen haben, von Wissenschaft und Essayistik und Intention. Ein Wissenschaftler stellt sich ein Ziel und ist auf dieses Ziel methodisch ausgerichtet in seinem Denken. Der Essayist verfährt ja subversiv, er will ja über das Gegebene hinaus gelangen ins Mehrperspektivische. Es ist der Konflikt zwischen Wissenschaftler-Typus und Essayisten-Typus, den ich übrigens auch in meiner Einführung angedeutet habe. Dass manche prominenten Essayisten (etwa Benjamin, Hofmannsthal oder Kassner) Schwierigkeiten mit ihren Habilitationen oder geradezu eine Aversion gegen den akademischen Lehrbetrieb empfanden, ist dafür nur ein Symptom.

Matthias Schmidt

Ich finde den Ausdruck des Konflikts wesentlich stärker als den der Unschuld. Wobei der Begriff der Unschuld sich natürlich auch in diesem Feld zu bewegen hat. In dieser Hinsicht ist er sicherlich sehr fruchtbar, aber ich wollte ihn nur nicht als Bedingung angeführt wissen.

Balasundaram Subramanian

Herr Leśniak hat ja schon auf mein Referat hingewiesen. Vor allem auf die Thematik des postkathartischen Ansatzes. Vielleicht könnte ich dazu noch auf ein

Gleichnis von den Schriften Alexander von Humboldts hinweisen. Humboldt vergleicht die Erkenntnissuche mit einer Bergbesteigung, und ich würde gerne auch den Essayismus damit in Zusammenhang bringen. Man erhofft sich bei der Besteigung klare Sicht vom Gipfel her. Wenn man den Gipfel erreicht, ist leider ein Großteil der Landschaft unten im Tal noch vernebelt. Dennoch preist man den Augenblick, diese schöne Aussicht, um andere zur Bergbesteigung zu ermuntern. Ich möchte den Versuch, alles essayistisch anzuverwandeln, als eine Bergbesteigung bezeichnen, wo letztendlich diese anamnetisch ausgelöste Suche doch umschlägt, und der Pfad oder der Weg Alles bedeutet. Wichtig ist nicht mehr das Erreichen eines Zieles, sondern einfach der Pfad oder der Weg. Auf englisch formuliert: The quest is also the conquest. Darin besteht das Geheimnis des Essays und ich möchte vielleicht zu guter Letzt noch auf einen Essayisten verweisen, auf einen großartigen Essayisten, den wir nicht ein einziges Mal erwähnen konnten, und zwar weil wir uns auf den deutschen Essayismus fokussiert haben, nämlich auf E.M. Forster, den großen englischen Essayisten, vor allem auf seinen Aufsatz „On Anonymity“. Welche Rolle spielt die Anonymität bei der Gestaltung eines Essays?

Karol Sauerland

Ich glaube, dass wir eigentlich damit einen Strich machen können, der aber voller Strichelchen bleibt, bei denen wir es mit lauter Lücken zu tun haben, es bleiben uns damit genügend Leerstellen, die zum Nachdenken – um es postmodern oder Lacan'sch auszudrücken – auffordern. Wir wollen uns nun bei Herrn Leśniak bedanken, dass er auf die Idee gekommen ist, diese Tagung auszuschreiben. Denn viele sind ja aus der Ausschreibung heraus Teilnehmer unserer Konferenz.

Śławomir Leśniak

Manche haben abgesagt.

Karol Sauerland

Das gehört zum Beruf. Es ist vielleicht die erste germanistische Tagung in Polen, die ich als Ausschreibungstagung bezeichnen würde. In Polen ist die Ausschreibung nicht das übliche, so wie auch Professuren und andere wissenschaftliche Stellen nicht richtig ausgeschrieben werden, und ich glaube, ich werde auch einmal eine Tagung in Warschau ausschreiben. Zu betonen wäre, dass das Thema und die Beiträge, die ich hören durfte oder konnte, interessant und anregend waren. Damit wollen wir mit einem freudigen und fröhlichen Gemüt diese Tagung verlassen. Es gibt ja noch Mittagessen.

Transkription

Dr. Anne Schülke, Düsseldorf, Sa, 5. Juli 2014.